

dtv

»Wisse, daß geschehene Dinge niemals ein Ende haben.« Das sagt im Jahre 1532 in Florenz der Arzt und Alchemist Salimbeni. Und im Jahre 1909 in Wien bewahrheiten sich seine düster-prophetischen Worte. Gleich mehrere Personen begehen Selbstmord, sämtlich unter den gleichen rätselhaften Umständen und – das ist das Unheimlichste – ohne jedes Motiv. War es doch Mord? Ich-Erzähler von Yosch, selbst in einem der Fälle in Verdacht geraten, stellt Nachforschungen an. Wie in Ecos ›Name der Rose‹ führt die Spur zu einem Buch, einem alten Folianten, der das gefährliche Geheimwissen des Salimbeni enthält.

Als einen Roman, der bis zur letzten Seite unerwartete Wendungen bereithält und nervenzerrüttend spannend bleibt, nahm Jorge Luis Borges den ›Meister des Jüngsten Tages‹ in seine Edition der besten Kriminalromane der Welt auf.

Leo Perutz wurde am 2. November 1882 in Prag geboren und siedelte 1899 mit der Familie nach Wien über. 1938 emigrierte er nach Tel Aviv. Perutz starb am 25. August 1957 in Bad Ischl. Sein Werk, in dem Historisches und Phantastisches, Traum und Wirklichkeit verschmelzen, umfaßt zahlreiche Romane und Erzählungen und wurde in viele Sprachen übersetzt. Alle seine Hauptwerke sind bei dtv lieferbar.

Leo Perutz

Der Meister des
Jüngsten Tages

Roman

dtv

Von Leo Perutz
sind bei dtv außerdem erschienen:
Nachts unter der steinernen Brücke (13025 und 14075)
Der schwedische Reiter (13160)
Zwischen neun und neun (13229)
Der Judas des Leonardo (13304)
Wohin rollst du, Äpfelchen . . . (13349)
Der Marques de Bolibar (13492)
Die dritte Kugel (13579)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Vollständige Ausgabe 2003
9. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien
© 1975 und 2003, Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes ›Die Horde‹ (1927) von Max Ernst
(VG Bild-Kunst, Bonn 2016)
Gesetzt aus der Bembo 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13112-4

Vorwort statt eines Nachworts

Meine Arbeit ist beendet. Ich habe die Ereignisse des Herbstes 1909 niedergeschrieben, jene Folge tragischer Begebenheiten, mit der ich auf so sonderbare Art verknüpft gewesen bin. Ich habe die volle Wahrheit geschrieben. Nichts übergangen, nichts unterdrückt – wozu auch? Ich habe keinen Anlaß, irgend etwas zu verheimlichen. – Während des Schreibens machte ich die Entdeckung, daß mein Gedächtnis eine Unzahl Einzelheiten – zum Teil recht unwichtige Dinge: Gespräche, kleine Vorfälle des Tages – lebendig und deutlich bewahrt hat; daß sich jedoch in mir von der Länge des Zeitraums, in dem sich das alles abgespielt hat, eine ganz falsche Vorstellung herausgebildet hat. Noch jetzt habe ich den Eindruck, als wären es mehrere Wochen gewesen. Das ist ein Irrtum. Das Datum des Tages, an dem mich Doktor Gorski zum Quartettspiel in die Villa Bischoff mitnahm, weiß ich genau: Es war der 26. September des Jahres 1909, ein Sonntag. Das ganze Panorama dieses Tages steht mir noch heute vor Augen: Die Morgenpost hatte mir einen Brief aus Norwegen gebracht, ich versuchte den Poststempel zu entziffern und dachte dabei an die Studentin, die auf der Fahrt über den Stavanger Fjord meine Nachbarin gewesen war. Sie hatte ja versprochen, mir zu schreiben. Ich öffnete den Brief, aber er enthielt nur den Prospekt eines Wintersporthotels auf dem Hardanger Gletscher. Enttäuschung. – Später ging ich in den Fechtklub, auf dem Wege, in der Florianigasse, überraschte mich ein Platzregen, ich

trat in ein Haustor und entdeckte einen alten, verwilderten Garten mit einem steinernen Barockbrunnen, und eine alte Dame sprach mich an und fragte, ob in diesem Haus nicht eine Putzmacherin Namens Kreutzer wohne. Das weiß ich noch, als wäre es gestern gewesen. Dann hörte der Regen auf, und es kam schönes Wetter. Als einen Tag mit warmem Wind und wolkenlosem Himmel, so hab' ich den 26. September 1909 in Erinnerung.

Mittags speiste ich mit zwei Regimentskameraden in einem Gartenrestaurant. Die Morgenblätter las ich erst nach Tisch. Sie enthielten Aufsätze über die Balkanfrage und über die Politik der Jungtürken – es ist erstaunlich, wie ich das alles noch weiß. Ein leitender Artikel besprach die Reise des Königs von England, und ein anderer befaßte sich mit den Plänen des türkischen Sultans. »Zuwartende Haltung Abdul Hamids« stand fettgedruckt über den ersten Zeilen. Die Tageschroniken brachten Einzelheiten aus Schefket Paschas und Niazi Beys Lebenslauf – wer kennt heute noch diese Namen? Auf dem Nordwestbahnhof hatte es in der Nacht ein Schadenfeuer gegeben – »riesige Holzvorräte vernichtet« hieß es in den Blättern. Eine akademische Vereinigung kündigte eine Aufführung von Büchners »Danton« an, in der Oper wurde die »Götterdämmerung« gegeben, mit einem Gast aus Breslau in der Rolle des Hagen. In der Kunstschau waren Bilder von Jan Toorop und Lovis Corinth ausgestellt, und die ganze Stadt lief hin, um sie anzustaunen. Irgendwo, in Petersburg glaube ich, gab es Streik und Arbeiterunruhen, in Salzburg einen Kircheneinbruch, und aus Rom wurden Lärmszenen in der Consulta gemeldet. Ganz klein gedruckt fand ich noch eine Notiz über den Zusammenbruch des Bankhauses Bergstein. Er überraschte mich keineswegs, ich hatte ihn kommen sehen und rechtzeitig meine Depots zurückgezogen. Aber ich mußte an einen Bekannten, den Schauspieler Eugen Bi-

schoff, denken, der sein Vermögen gleichfalls diesem Bankhause anvertraut hatte. Ich hätte ihn warnen sollen, fuhr es mir durch den Kopf. – Aber hätte er mir denn geglaubt? Er hielt mich immer für falsch informiert. Wozu sich in fremde Angelegenheiten mischen? – Und zugleich fiel mir ein Gespräch ein, das ich einige Tage zuvor mit dem Intendanten der Hoftheater geführt hatte. Die Rede war auf Eugen Bischoff gekommen – »der Mann wird alt, leider, ich kann ihm nicht helfen«, hatte der Intendant gesagt und ein paar Bemerkungen über das Drängen des Nachwuchses hinzugefügt. Wenn mein Eindruck richtig war, dann bestand für Eugen Bischoff wenig Aussicht auf Erneuerung seines Vertrages. Und nun mußte auch noch das Unglück mit Bergstein & Cie dazukommen.

An all dies erinnere ich mich. So deutlich steht das Relief des 26. September 1909 in meinem Gedächtnis. Um so unbegreiflicher ist es mir, wie ich den Tag, an dem wir zu dritt das Haus auf der Dominikanerbastei betraten, gegen die Mitte des Monats Oktober verlegen konnte. Vielleicht hat mich die Erinnerung an verwelktes Kastanienlaub auf den Kieswegen des Gartens, an reife Trauben, die an den Straßenecken feilgeboten wurden, und an ersten herbstlichen Frost – vielleicht hat mich dieser ganze Komplex unbewußter Erinnerungen, die mir irgendwie mit diesem Tag verknüpft sind, irregeführt; das kann wohl sein. In Wirklichkeit war der 30. September der Tag, an dem die Entscheidung fiel, das habe ich mit Hilfe der Notizen, die ich aus jener Zeit besitze, festgestellt.

Vom 26. bis zum 30. September, nicht länger also als fünf Tage, hat dieser tragische Spuk gewährt. Fünf Tage dauerte die abenteuerliche Jagd, die Verfolgung eines unsichtbaren Feindes, der nicht von Fleisch und Blut war, sondern ein

furchtbarer Revenant aus vergangenen Jahrhunderten. – Wir fanden eine blutige Spur und gingen ihr nach. Schweigend öffnete sich das Tor der Zeiten. Keiner von uns ahnte, wohin der Weg ging, und es ist mir heute, als hätten wir uns mühsam, Schritt für Schritt, durch einen langen dunkeln Gang getastet, an dessen Ende ein Unhold mit erhobener Keule uns erwartete . . . Die Keule sauste nieder, zweimal, dreimal, ihr letzter Schlag traf mich, und ich wäre verloren gewesen, ich hätte Eugen Bischoffs und Solgrubs furchtbares Geschick geteilt, wenn mich nicht im letzten Augenblick ein rascher Griff zurück ins Leben gerissen hätte.

Wieviel Opfer mag es gefunden haben, das bluttriefende Ungeheuer, auf seinem Weg durch das Dornengestrüpp der Jahrhunderte, auf seiner Wanderung durch die Zeiten und Länder? Ich sehe manches vergangene Schicksal jetzt mit anderen Augen als zuvor. Auf der Innenseite des Buchdeckels habe ich zwischen den Namen der früheren Besitzer eine halberloschene Unterschrift entdeckt. Habe ich sie recht gedeutet? Sollte auch Heinrich von Kleist –? Nein, es hat keinen Sinn, zu suchen und zu raten und die Namen der großen Toten zu beschwören. Nebelwolken verhüllen ihr Bild. Die Vergangenheit bleibt stumm. Niemals wird aus dem Dunkel eine Antwort kommen.

Und es ist nicht vorüber, nein, noch immer ist es nicht vorüber, aus ihren Tiefen steigen die Bilder auf und dringen auf mich ein, nachts und am hellen Tage – jetzt freilich, dem Himmel sei Dank, nur blaß und schattenhaft, nur wesenlose Schemen. Er schläft, der Nerv in meinem Hirn, aber sein Schlaf ist noch immer nicht tief genug. Und manchmal faßt mich eine jähe Angst und treibt mich ans Fenster, es ist mir, als müsse dort oben das furchtbare Licht in ungeheuren Wellen über den Himmel rauschen, und ich

kann es nicht fassen, daß über mir die Sonne steht, von silbernem Dunst verhüllt, von purpurnen Wolken umdrängt oder einsam in der unendlichen Bläue des Himmels, und rings um mich her, wohin ich blicke, die uralten, ewigen Farben, die Farben der irdischen Welt. Niemals mehr hab' ich seit jenem Tag das grauenvolle Drommetenrot gesehen. Aber die Schatten sind da, sie kommen immer wieder, sie haben mich umstellt, sie greifen nach mir – werden sie niemals aus meinem Leben verschwinden?

Vielleicht, verfolgte Seele! Vielleicht hab' ich, was mich bedrängt, für immer abgetan von mir, indem ich es niederschrieb. Meine Geschichte liegt hinter mir, ein Stoß loser Papiere, ich habe ein Kreuz darüber gemacht. Was habe ich noch mit ihr zu tun? Ich schiebe sie beiseite, als hätte sie ein anderer erlebt oder erdacht, ein anderer geschrieben, nicht ich.

Aber noch ein zweiter Grund hat mich bestimmt, all das aufzuzeichnen, was ich vergessen wollte und nicht vergessen kann.

Solgrub hat kurz vor seinem Tode ein beschriebenes Pergamentblatt vernichtet, er hat es getan, damit von nun an kein Opfer mehr dem grausigen Irrtum verfallen könne. Aber ist es denn gewiß, daß jenes Pergament das einzige seiner Art gewesen ist? Ist es nicht möglich, daß in irgendeinem vergessenen Winkel der Welt ein zweiter Bericht des florentinischen Orgelspielers liegt – vergilbt, verstaubt, vermodert, von Ratten benagt, unter dem Gerümpel eines Trödlerladens begraben oder hinter den Folianten einer alten Bibliothek versteckt oder zwischen Teppichen, Handscharen und Korandekeln auf dem Boden eines Bazars in Erzinghian oder Diarbekir oder Dschaipur –, daß es dort liegt und lauert, bereit zur Auferstehung und lüstern nach neuen Opfern?

Wir alle sind Gebilde, die dem großen Willen des Schöpfers mißlungen sind. Wir tragen einen furchtbaren Feind in uns und ahnen es nicht. Er regt sich nicht, er schläft, er liegt wie tot. Wehe, wenn er zum Leben erwacht! Möge niemals wieder ein menschliches Auge die Farbe Drommetenrot erblicken, die ich gesehen habe, ja, Gott helfe mir, ich habe sie gesehen. –

Und darum habe ich meine Geschichte niedergeschrieben. Sie hat, wie sie nun, ein Stoß beschriebener Blätter, vor mir liegt, keinen rechten Anfang, ich weiß es wohl.

Wie begann es? Ich saß daheim an meinem Schreibtisch, die Shagpfeife zwischen den Zähnen, und blätterte in einem Buch. Da kam Doktor Gorski.

Doktor Eduard Ritter von Gorski. Er war, solange er lebte, außerhalb eines engen Fachkreises nur wenig bekannt. Erst sein Tod sicherte ihm Weltruhm. Er ist in Bosnien einer infektiösen Krankheit erlegen, die er zum Gegenstand seines Spezialstudiums gemacht hatte.

Ich sehe ihn noch heute, wie er vor mir stand: ein wenig verwachsen, schlecht rasiert, sehr salopp gekleidet, die genähte Krawatte schief. Mit dem Zeigefinger und dem Daumen hielt er sich die Nase zu.

»Schon wieder Ihre verdammte Pfeife!« begann er zu poltern. »Können Sie denn ohne sie nicht leben? Dieser entsetzliche Qualm! Man spürt ihn bis hinunter auf die Straße.«

»Es ist der Geruch fremdländischer Bahnhöfe. Ich mag ihn gern«, gab ich zur Antwort und stand auf, um ihn zu begrüßen.

»Hol' ihn der Teufel!« brummte er. »Wo haben Sie Ihre Geige? Sie werden bei Eugen Bischoff spielen, ich bin beauftragt, Sie mitzubringen.«

Ich sah ihn verwundert an.

»Haben Sie heute die Zeitung nicht gelesen?« fragte ich dann.

»Ah, Sie wissen es auch schon?« rief er. »Alle Welt, scheint es, weiß davon, nur Eugen Bischoff selbst hat keine Ahnung. Eine böse Sache. Ich glaube, man will sie ihm verheimlichen. Er hat gerade jetzt auch noch Konflikte mit seiner Intendanz, und bevor die nicht ausgetragen sind – so lange zumindest soll er nichts erfahren. – Wahrhaftig, Sie müssen Dina gesehen haben: Wie ein schützender Erzengel steht sie vor ihm. Kommen Sie nur mit, Baron! Ich denke, jede Art Zerstreung und Ablenkung wird ihr heute willkommen sein.«

Ich hatte ein brennendes Verlangen, Dina zu sehen. Aber ich war sehr vorsichtig. Ich tat, als wäre ich unentschlossen, als müßte ich erst noch überlegen.

»Ein bißchen Kammermusik«, sprach Doktor Gorski auf mich ein. »Ich habe mein Cello unten im Wagen. Vielleicht ein Klaviertrio von Brahms, wenn es Ihnen recht ist.«

Und er pfiff, wie um mich aufzumuntern, die ersten Takte des H-dur-Scherzos leise vor sich hin.

Das Zimmer, in dem wir musizierten, lag im Hochparterre der Villa, und seine Fenster gingen auf den Garten hinaus. Wenn ich von meinem Notenblatt aufblickte, konnte ich die grüngestrichenen Türflügel des Pavillons sehen, in dem Eugen Bischoff sich einzuschließen pflegte, sooft er eine neue Rolle zugeschickt erhielt. Dort studierte und memorierte er, und an manchen Tagen blieb er viele Stunden unsichtbar, und man konnte dann am späten Abend seine Silhouette hinter den erleuchteten Fenstern auftauchen und sonderbare Gesten und Bewegungen ausführen sehen, die seine Rolle ihm vorschrieb.

Die Kieswege des Gartens lagen grell im Sonnenlicht. Zwischen Fuchsien- und Georginenrabatten kauerte der alte, taube Gärtner der Villa auf dem Rasen und schnitt Gras mit einer ewig gleichbleibenden Bewegung seines rechten Armes, die meine Augen ermüdete. Im Nachbargarten lärmten Kinder, die Segelschiffe schwimmen und Drachen steigen ließen, und eine alte Dame saß in der Nachmittags-sonne auf einer Bank und warf den Spatzen aus einem Beutel Brotkrumen zu. Ganz in der Ferne bewegten sich Spaziergänger und Sonntagsausflügler auf einem Wiesenweg mit Sonnenschirmen und Kinderwagen langsamen Schritts in der Richtung auf den Wald zu.

Wir hatten gegen vier Uhr nachmittags mit dem Musizieren begonnen, zwei Violin-Klavier-Sonaten von Beethoven und ein Schubert-Trio hatten wir schon gespielt. Nach dem Tee kam endlich dann das H-dur-Trio an die Reihe. Ich liebe dieses Trio, vor allem den ersten Satz, mit seinem

feierlichen Jubel. Und darum wurde ich ärgerlich, als es an die Türe klopfte, kaum daß wir begonnen hatten. Eugen Bischoffs sagte mit seiner sonoren Stimme ein mächtiges »Herein«, und ein junger Mann schob sich ins Zimmer, dessen Gesicht mir sogleich bekannt vorkam, ich wußte nur nicht recht, wo und unter welchen Umständen ich ihm schon begegnet war. Er schloß, nicht ohne Geräusch zu verursachen, die Türe, obwohl er sich augenscheinlich die größte Mühe gab, uns nicht zu stören. Er war groß, sehr blond, breitschultrig, er hatte einen beinahe viereckigen Kopf, gleich vom ersten Augenblick an mißfiel er mir, er erinnerte mich irgendwie an einen Pottwal.

Dina blickte flüchtig vom Klavier auf, als der verspätete Gast hereinkam, zu meiner Freude nickte sie ihm nur lässig zu und spielte weiter, während ihr Gatte sich geräuschlos vom Sofa erhob, um den Fremden zu begrüßen. Über mein Notenblatt hinweg sah ich die beiden miteinander flüstern, und dann wies der Pottwal mit einer fragenden und kaum merklichen Bewegung seines Kopfes auf mich – »Wer ist das? Wie kommt der hierher?« –, und ich kam zu dem Ergebnis, daß das ein sehr vertrauter Freund des Hauses sein müsse, wenn er sich eine solche Formlosigkeit erlauben durfte.

Als wir mit dem ersten Satz des Trios zu Ende waren, stellte mir Eugen Bischoffs den Fremden vor. »Ingenieur Waldemar Solgrub, ein Kollege meines Schwagers – Freiherr von Yosch, der so liebenswürdig war, für Felix einzuspringen.«

Felix, Dinas jüngerer Bruder, hörte, daß von ihm die Rede war und schwenkte seine weißbandagierte linke Hand. Er hatte sich in seinem Laboratorium eine Verbrennung zugezogen, die ihn hinderte, Geige zu spielen. Um sich dennoch nützlich zu machen, wendete er die Notenblätter um.

Nun kam auch Doktor Gorski hinter seinem Cello zum Vorschein, ein freundlich lächelnder Gnom, aber der Ingenieur nahm sich kaum Zeit, ihm die Hand zu drücken und stand schon im nächsten Augenblick bei Dina Bischoff. Und während er sich über ihre Hand beugte – er behielt sie weitaus länger, als es notwendig gewesen wäre, in der seinen, es war geradezu peinlich, es mitanzusehen –, während er über ihre Hand gebeugt dastand und eindringlich auf sie einsprach, sah ich, daß er nicht ganz so jung war, wie es anfangs den Anschein gehabt hatte. Sein blondes, kurzgeschnittenes Haar war an den Schläfen leicht ergraut, er mochte nahe den Vierzig sein, wenn er sich auch so betrug wie ein Junge von zwanzig Jahren.

Endlich entschloß er sich, Dinas Hand freizugeben, und nun kam er auf mich zu.

»Ich glaube, wir müssen einander kennen, Herr Virtuose.«

»Freiherr von Yosch heiße ich«, sagte ich sehr ruhig und sehr höflich.

Der Pottwal merkte die Zurechtweisung und entschuldigte sich. Er habe, wie das so gehe, meinen Namen bei der Vorstellung nicht recht verstanden. Er hatte eine Art, beim Sprechen die Worte mit Heftigkeit aus dem Mund zu schleudern, die mich lebhaft an sein Urbild erinnerte, wenn es den Wasserstrahl aus seinem Spritzloch hervorstößt.

»Aber Sie erinnern sich meiner doch wohl?« fragte er.

»Nein, ich bedaure aufrichtig.«

»Wenn ich nicht irre, haben wir uns vor fünf Wochen –«

»Ich glaube, Sie irren sich«, sagte ich. »Vor fünf Wochen war ich auf Reisen.«

»Ganz richtig, und zwar in Norwegen. Und wir sind auf der Strecke Christiania – Bergen vier Stunden lang einander gegenübergegessen. Stimmt das?«

Er rührt mit dem Löffel in der Teeschale, die Dina vor

ihn hingestellt hat. Seine letzten Worte hat sie gehört, sie sieht uns beide neugierig an und meint:

»Ah, die Herren kennen einander schon von früher her?«

Der Pottwal lacht lautlos und vergnügt und sagt, zu Dina gewendet:

»Freilich. Aber der Baron war damals auf der Fahrt über den Hardanger Fjeld genausowenig mitteilhaftig wie heute.«

»Das ist leicht möglich«, gebe ich zur Antwort. »Das ist leider so meine Art, ich suche selten Bekanntschaften auf Reisen.« Und damit war die Sache für mich erledigt.

Für den Pottwal nicht. Eugen Bischoff macht irgendeine Bemerkung über das erstaunliche Personengedächtnis, das der Ingenieur wieder einmal bewiesen habe. Eugen Bischoff ist immer bereit, seinen Freunden alle möglichen Fähigkeiten und hervorragende Eigenschaften zuzusprechen.

»Ach was!« meint der Ingenieur und trinkt seinen Tee. »Das war in diesem Fall wirklich keine große Leistung. Allerdings, der Herr Baron hat ein Gesicht wie tausend andere – Sie verzeihen wohl, Baron? Es ist geradezu merkwürdig, wie sehr Sie einer ganzen Menge anderer Leute ähnlich sehen. Aber Ihre englische Pfeife, die hat eine ausgesprochen charakteristische Physiognomie; an der hab' ich Sie sofort wiedererkannt.«

Ich finde daß seine Scherze recht gewöhnlich sind und daß er sich ein wenig zu viel mit meiner Person befaßt. Ich weiß wirklich nicht, wie ich zu dieser Ehre komme.

»Aber jetzt erzähl doch endlich, Eugen, alter Junge!« ruft der Pottwal laut und ungeniert. »Du hattest große Erfolge in Berlin, hab' ich gelesen, alle Zeitungen waren ja voll davon. Und wie weit bist du mit deinem König Richard? Geht's vorwärts?«

»Wollen wir nicht weiterspielen?« schlage ich vor. Der Pottwal machte eine übertrieben erschrockene und abwehrende Geste der Entschuldigung.

»Sie sind noch nicht zu Ende? Oh, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Wirklich, ich dachte – ich bin nämlich gänzlich unmusikalisch.«

»Das ist mir durchaus nicht entgangen«, versichere ich ihm mit dem verbindlichsten Gesicht von der Welt.

Er tut, als hätte er diese Bemerkung nicht gehört. Er setzt sich, streckt die Beine von sich, nimmt ein paar Photographien vom Tisch und vertieft sich in die Betrachtung eines Bildes, das Eugen Bischoff im Kostüm irgendeines Shakespearischen Königs darstellt.

Ich beginne meine Geige zu stimmen.

»Wir haben nur eine kleine Begrüßungspause eingeschoben zwischen den ersten und den zweiten Satz – Ihnen zu Ehren, Herr Ingenieur«, sagt Doktor Gorski, und hinter mir höre ich Dina flüstern:

»Warum sind Sie zu Solgrub so unfreundlich?«

Ich muß blutrot geworden sein in diesem Augenblick, ich werde es immer, wenn sie zu mir spricht. Ich wende den Kopf zurück und sehe das fremdartige Oval ihres Gesichtes und ihre dunkeln Augen, die fragend erstaunt auf mich gerichtet sind. Und ich suche nach einer Antwort, will ihr meine Antipathie begreiflich machen, ihr erklären, daß ich ein Vorurteil habe gegen Leute, die so zur Unzeit in ein Zimmer hereingepoltert kommen. Es ist wahr, sie können ja nichts dafür, sie mögen die besten Menschen sein, ich tue ihnen unrecht, das sehe ich ein. Es ist eine unglückselige Veranlagung, die sie zwingt, immer gerade dann zu kommen, wenn sie stören. Ich gebe das zu, gerne – aber ich kann meine Antipathie nicht unterdrücken, es geht nicht, ich bin nun einmal so –

Nein! Wen will ich denn belügen? Es ist ja alles nicht wahr. Eifersucht ist es, klägliche Eifersucht, der Schmerz verratener Liebe. Wenn ich Dina sehe, werde ich zum Kettenhund, der sie bewacht. Wer in ihre Nähe kommt, wird

mein Todfeind. Jeden Blick ihrer Augen, jedes Wort aus ihrem Mund will ich für mich allein haben. Daß ich nicht loskann von ihr, daß ich nicht aufstehen kann und für immer ein Ende machen! Das schmerzt, das brennt in mir –

Still! Doktor Gorski gibt das Zeichen. Er klopft mit dem Bogen zweimal an sein Notenpult, und wir beginnen den zweiten Satz.

Dieser zweite Satz des H-dur-Trios, wie oft schon haben mich seine Rhythmen geängstigt und erschüttert, niemals habe ich ihn ohne tiefe Niedergeschlagenheit zu Ende zu spielen vermocht, und dennoch, ihm gehört meine leidenschaftliche Liebe.

Ein Scherzo, ja. Aber welch ein Scherzo! Eine grauenvolle Lustigkeit hebt an, eine Fröhlichkeit, die einem das Blut erstarren läßt. Ein gespenstisches Gelächter fegt durch den Raum, ein wildes und düsteres Karnevalsrasen bocksfüßiger Gestalten – das ist der Anfang, so beginnt dieses sonderbare Scherzo. Und plötzlich löst sich aus dem Bacchanal der Hölle eine einsame Menschenstimme los, die Stimme einer verirrtten Seele, die Stimme eines angstgequälten Herzens schwingt sich auf und klagt ihr Leid.

Aber da ist Satans Gelächter wieder, dröhnend fährt es in die reinen Klänge und zerreißt das Lied in Fetzen. – Nochmals erhebt sich die Stimme, zaghaft und leise, und sie findet ihre Melodie und trägt sie hoch empor, als wollte sie mit ihr in eine andere Welt entfliehen.

Doch den Dämonen der Hölle ist alle Macht gegeben, der Tag ist angebrochen, der letzte Tag, der Jüngste Tag, Satan triumphiert über die sündige Seele, und die klagende Menschenstimme stürzt herab aus den Höhen und versinkt in einem Judaslachen der Verzweiflung.

Minutenlang saß ich schweigend zwischen schweigenden Menschen, als der Satz zu Ende gespielt war. Dann ver-

schwand die trostlos düstere Schattenwelt, die mich umgeben hatte. Der Traum vom Jüngsten Tag verflog, der Alpdruck des Weltgerichts wich von mir und gab mich frei.

Doktor Gorski war aufgestanden und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Eugen Bischoff saß stumm und in sich gekehrt, und der Ingenieur dehnte und reckte sich, als wäre er eben erst erwacht. Dann nahm er eine Zigarette aus dem Kästchen, das auf dem Tisch stand, und klappte mit ziemlichem Geräusch den Deckel zu.

Mein Blick glitt zu Dina Bischoff hinüber. Oft erwacht man des Morgens mit dem Gedanken, der vor dem Einschlafen der letzte gewesen ist. Und so mußte ich jetzt, nach Beendigung des Satzes, unaufhörlich daran denken, wie erzürnt sie gewesen war, und daß ich sie versöhnen müsse. Und dieser Wunsch, sie zu versöhnen, wurde immer stärker in mir und immer drängender, je länger ich sie ansah, ich konnte an gar nichts anderes mehr denken – vermutlich war dieses kindische Verlangen eine Nachwirkung der Musik.

Jetzt wendet sie den Kopf nach mir.

»Nun, Baron, so verträumt? Woran denken Sie?«

»An meinen Hund Zamor hab' ich gedacht.«

Ich weiß wohl, warum ich das sage, ich blicke ihr fest ins Auge, wir beide wissen es, Dina und ich. Sie hat ihn gekannt, ach, wie gut hat sie ihn gekannt. – Sie zuckt zusammen, sie will nichts davon hören, sie schüttelt den Kopf und wendet sich unwillig ab. Nun habe ich sie erst recht böse gemacht. Ich hätte das nicht sagen sollen, ich hätte sie nicht an Zamor, meinen kleinen Hund, erinnern sollen, nicht gerade in diesem Augenblicke, wo sie sicherlich mit allen ihren Gedanken bei diesem Fremden, bei dem Pottwal ist.

Indessen hat Doktor Gorski Cello und Bogen in seinen Leinwandsack gepackt.

»Ich denke, es ist genug für heute«, schlägt er vor. »Den

dritten Satz wollen wir dem Herrn Ingenieur erlassen, wie?»

Dina biegt den Kopf zurück und trällert das Thema des Adagios vor sich hin.

»Hören Sie – das ist, als säße man in einem Kahn, nicht wahr?«

Der Pottwal beginnt zu meiner Überraschung gleichfalls das Thema des dritten Satzes vor sich hinzusummen, beinahe fehlerlos sogar, nur ein bißchen zu rasch im Tempo. Und dann sagt er:

»Wie in einem Kahn? Nein. Ich glaube, der gleitende Rhythmus täuscht Sie. Ich wenigstens habe bei diesem Thema Vorstellungen ganz anderer Art.«

»Sie kennen das H-dur-Trio sehr genau, wie ich sehe«, sage ich, und damit, scheint es, habe ich Dina Bischoff verhöhnt.

Sie wendet sich sogleich voll Eifer an mich:

»Nämlich, Sie müssen wissen, unser Freund Solgrub ist ja gar nicht so unmusikalisch, wie er sich gibt. Er hält sich bloß für verpflichtet, eine Erhabenheit über die Musik und über alle anderen unnützen Künste zur Schau zu tragen. Nicht wahr, Ihr Beruf verlangt das, Waldemar! Und er will mich glauben machen, daß er meinen Mann als Schauspieler auch nur gelten läßt, weil er sein Bild auf Ansichtskarten und in einer illustrierten Zeitschrift gefunden hat – Schweigen Sie, Waldemar, ich kenne Sie genau.«

Der Pottwal tut, als wäre nicht von ihm die Rede. Er holt ein Buch vom Regal herunter und blättert darin. Aber es ist ihm sichtlich sehr angenehm, im Mittelpunkt zu stehen und von Dina erklärt und analysiert zu werden.

»Und dabei«, mengt sich nun Dinas Bruder in die Debatte, »dabei wirkt Musik auf Solgrub so stark wie auf keinen von uns. Die russische Seele, wie? Er sieht immer gleich ganze Bilder: Eine Landschaft und das Meer mit Wolken